

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 170 Bydgoszcz, 28. Juli Bromberg 1939

Das graue Gitter / Von B. Gerde

Lebensroman eines deutschen Mädchens in China.

Urheberschutz für (Copyright by) Horn-Verlag, Berlin S. W. 11.

(Nachdruck verboten.)

„Daß ein Mensch das überhaupt aushalten kann?" sagte Dr. Gesselbauer, der erste Assistent, und tauchte seine entblößten Unterarme in das heiße Wasser. Dann hob er die Hände in die Höhe und ließ das Wasser abrinnen. Es sah eher einer arabischen Gebetsübung ähnlich als einem Waschen.

Dr. Werner, der zweite Assistent, ließ jetzt ebenfalls die Warmwasserbrause über seine Hände gleiten.

„Schimpfen Sie nicht, Kollege, ich habe einmal vierzehn Operationen . . ."

„Ich meine doch nicht mich", lachte Dr. Gesselbauer. „Diesen Amerikaner meine ich."

„Den Mr. Wyatt?"

„Der Alte hatte ihn heute schon zum vierten Male unter dem Messer, ohne Sauerstoff und Cardiazol wäre er schon hinüber. Ein anderer wäre längst vor die Hunde gegangen. Zwei Drittel vom Magen weg. Mensch, wenn der Mann nicht so irrsinnig viel Geld hätte . . ."

„Sie tun dem Alten unrecht", sagte Dr. Werner. „Der Fall interessiert ihn an sich. So schöne Geschwüre am Pylorus und an der Kurvatur habe ich selbst noch nicht gesehen. Dazu der handtellergroße Ulcus."

„Mr. Wyatt hat dem Professor 10 000 Mark für die Operation gezahlt", warf Dr. Gesselbauer ein.

„Dafür operiert der alte zehn arme Teufel umsonst, Kollege. Mir kann es ja gleich sein, ich habe einen Widerwillen gegen diesen Mr. Wyatt. Beobachten Sie nur einmal, wie er alles für selbstverständlich findet. Er zahlt, und das ganze Hansa-Sanatorium hat um ihn herumzutanzen. Vom Professor bis zur kleinen Illing. Ich glaube, die Schwester Grete hat in den letzten drei Nächten kein Auge geschlossen."

„Ich glaube, Werner", sagt Dr. Gesselbauer, „Sie sind sogar auf diesen Mr. Wyatt eifersüchtig."" Er begann mit dem Handtuch seine Hände abzureiben. Bedächtig und gründlich.

„Sie sollten Ihre witzig sein wollenden Bemerkungen etwas zurückhalten", entgegnete Werner mit Schärfe. „Ich finde es nur merkwürdig, daß dieser Mr. Wyatt sich vom Alten gerade unsere jüngste Schwester ausbedungen hat. Wo wir doch die alte Lehmann und die Zabern auf Abteilung III haben. Er liegt in seinem Bett und starrt die Schwester Grete stundenlang an, als ob er sie fressen wollte."

„Sie sollten ihm dieses Vergnügen lassen", gab Gesselbauer lachend zur Antwort. „Ich schätze, er wird es nicht mehr lange genießen. Trotz seines Geldes. Woher hat er es übrigens?"

„Weiß der Teufel, woher solche Leute eben das Geld haben. Konzessionen in China, oder wie man das heißt. Verdient in jeder Stunde mehr Dollar als wir Mark in zehn Jahren. Diese Leute scheffeln ja das Geld. Und das tun sie nicht einmal selbst, sondern lassen andere für sich arbeiten."

Dr. Gesselbauer zog den weißen Mantel aus und nahm aus einem weißlackierten Kasten seinen Rock.

„Warum bleiben Sie immer im Haus, wenn Sie dienstfrei sind? Nach vierzehn Stunden Chloroform will man etwas Parfüm einatmen. Gehen Sie heute abend mit mir in den Trichter. Nach so viel Blut will man doch auch eine andere Flüssigkeit sehen. Morgen geht der Tanz doch wieder los. Um sieben Uhr früh schon die Frau aus VII mit dem Karzinom. Wie sagt der olle Goethe? Der ganzen Menschheit Jammer faßt mich an! Kann auch jemand anderer gewesen sein."

„Ich danke Ihnen für die Einladung", sagte Dr. Werner. „Ich muß um elf Uhr nochmals nach diesem Amerikaner sehen. Schließlich honoriert er jede Nachtvisite extra. Und ich kann's brauchen . . ."

„So, so!" lachte Dr. Gesselbauer. „Sie waren doch sonst nicht so geldgierig. Na, denn viel Vergnügen bei — Mr. Wyatt. Vielleicht überlegen Sie es sich noch. Im Trichter tritt jetzt eine mexikanische Tänzerin auf, so etwas an Tanz hab ich noch nicht gesehen. Na, dann also nicht. Vergessen Sie nicht, dem Patienten auf Nr. 25 das Dränagerohr zu kürzen."

„Gute Unterhaltung", rief Dr. Werner dem Kollegen nach. Dann schlenderte er durch den langen Gang.

Über den weißgepolsterten Türen brannten matte Lichter. An einigen Türen leuchteten rote Lampen, an einer Klinke hing ein Schild: Patient schläft. Zwei Schwestern schoben einen Rollstuhl mit einer jungen Frau.

Dr. Werner machte vor der letzten Türe halt. Nr. 12 stand auf dem matten Schild. Eine Sekunde lang schien der Assistenzarzt unschlüssig zu sein. Dann ging er langsam weiter.

*

Es dämmerte bereits. Auf der Straße fuhren die ersten Milchwagen, das Geräusch war im Sanatorium nur gedämpft zu vernehmen.

Schwester Grete saß neben dem Krankenbett. Eine matte, dunkelblaue Lampe füllte das Zimmer mit ihrem unwirklichen Licht.

Schwester Grete beobachtete Mr. Wyatt. Seine Augen waren jetzt offen. Das Gesicht war eingefallen, von fahlem Gelb. Immer noch zeigte dieses Gesicht unbeug-

same Energie. Nur die grauen Bartstoppeln gaben ihm das Zeichen äußerer Ungepflegtheit.

Schwester Grete stand auf und schaltete die blaue Lampe ab. Es war jetzt genügend hell im Zimmer. Im Heizkörper der Zentralheizung begann es leise zu ticken.

„Ich habe Durst, Schwester Grete", bat der Kranke.

„Sie dürfen nichts trinken", gab Grete zur Antwort.

Der Kranke holte tief Atem, hob etwas den Kopf, sah Grete starr an und sagte mit leisen, aber herrischen Worten:

„Dort das Glas. Sofort!"

Grete wußte nicht, wie das eigentlich kam. Sie griff nach dem Glas und reichte es dem Kranken. Sie hatte sich noch nie über die Anordnungen des Professors hinweggesetzt. „Nur einen kleinen Schluck", sagte sie und tröstete sich selbst: „Es wird schon nicht schaden."

Dann sank der Kopf Mr. Wyatts kraftlos zurück. „Die dritte Magenoperation", sagte er. Er sprach ein gutes, aber hartes Deutsch. „Die dritte und die ärgste", setzte er hinzu. „Ohne Narkose! Sie wissen nicht, Schwester Grete, was es heißt, solche Schmerzen zu ertragen. Ich habe jeden Schnitt gespürt, jedes Auskratzen mit der Sonde, das Nähen der Magenwand. Wissen Sie, Schwester Grete, warum ich es ausgehalten habe? Ich habe an Sie gedacht. ich muß gesund werden, um in Ihrer Nähe leben zu können."

„Sie sollen nicht so viel sprechen", wehrte Grete ab. Sie wandte sich ab. Mr. Wyatt sollte nicht sehen, wie rot sie geworden war. Immer kam dieser Amerikaner auf dieses Thema. Sie konnte nichts für ihn fühlen als Mitleid. Er war krank und ein alter Mann. Wenn auch auf der schwarzen Tafel über seinem Bette stand: Alter — 48 Jahre. Er war krank und verfallen. Grete war jung und gesund. Und arm, seitdem ihr Vater gestorben war, der eine kleine Papierhandlung in der Nähe des Hansaplatzes besessen hatte. Dort hatte sie Professor Röchlin kennengelernt, vom nahen Sanatorium. Später war sie durch seine Verwendung Krankenpflegerin geworden. Freilich, einige Jahre lagen dazwischen. Die Inflation. Der Tod des Vaters. Und dann die Liebe zu Wolf. Jene dummen glückseligen Jahre ihrer ersten Jugend. Jetzt war Grete 25 und sie dachte nur an ihren Beruf.

„Sie hören mir ja gar nicht zu", sagte Mr. Wyatt.

„Doch, doch, Mr. Wyatt", gab Grete zur Antwort, „aber Sie sollen wirklich nicht so viel sprechen. Der Professor hat es verboten. Wenn wir eine Blutung bekommen . . ."

„Wenn, wenn! Es gibt kein wenn, Schwester Grete", sagte Mr. Wyatt. „Ich zahle nicht 10 000 Mark für eine Operation, damit ich eine Blutung bekomme. Man fährt nicht umsonst von Hongkong nach Berlin, um sich von Professor Röchlin operieren zu lassen. Jeder andere wäre längst gestorben."

Mr. Wyatt dachte nach. Vielleicht hatte Schwester Grete recht. Vielleicht konnte eine Blutung seinem Leben ein Ende machen. Sein Leben, sein Glück, alles konnte ihm entfliehen. Die Möglichkeit seines Todes umgab ihn mit kaltem Schauer. Er fühlte die Kraft seines Körpers langsam ausrinnen. Was konnte dann noch kommen? Wenn der letzte Herzschlag verklopft war, vor sein Ohr das große Schweigen trat, vor seinen Augen die ewige Nacht? Dann würde er nicht mehr diese blonde Krankenschwester mit den reinen, klaren Augen sehen. Sie erschien ihm jetzt wie ein Engel. Nicht tot und nicht lebend, zwischen diesem Krankenhauszimmer und dem Himmel. Und doch so warm und voller Blut. Ein junger, schöner Mensch. Wie sie kräftig und elastisch im Zimmer hin und her schritt. Jung. Und gesund . . . gesund. Das war es.

Sein Gehirn begann wieder zu arbeiten. Ich muß es erzwingen, dachte Mr. Wyatt. Ich habe alles erzwungen. Jede Frau, jedes Geschäft. Professor Röchlin wollte mich nicht mehr operieren. Ich habe ihn gezwungen. Ich habe ihm soviel Geld geboten, daß er ganz schwindlig wurde. „Da kann ich ja ein halbes hundert Menschen umsonst in meine Klinik aufnehmen", hatte er ausgerufen.

Und war die Operation nicht gelungen? Dr. Werner hatte es bestätigt und Dr. Gesselbauer. Die Blutung? Pah, es gab keine Blutung. Man muß nur seinen Willen anstrengen. Der Wille versetzt Berge, nicht der Glaube, dachte Mr. Wyatt. Man konnte auch seine Nerven, seine Adern beherrschen.

Mr. Wyatt konzentrierte sich auf diesen Gedanken. Er hatte den Willen, gesund zu werden. Professor Röchlin war von Tag zu Tag zufriedener. —

*

„Schwester Grete soll die kleine Ingeborg auf Nr. 48 übernehmen", befahl eines Tages Dr. Werner. „Niemand kann mit Kindern so gut umgehen. Außerdem hält Schwester Grete das Nachtwachen nicht mehr aus. Sehen Sie nur, wie blaß sie ist. Am Ende klappt sie uns noch zusammen."

„Wollen Sie nicht lieber auf die Rückkehr des Professors warten?" meinte Dr. Gesselbauer. „Sie wissen doch, was sich Mr. Wyatt ausbedungen hat."

„Ich bin Zimmerarzt auf 12, und ich bin für die Gesundheit des Personals verantwortlich", sagte Dr. Werner. „Ich werde der Oberschwester die nötigen Anweisungen geben. Sie haben doch nichts dagegen?"

„Ich, Gott bewahre", sagte Dr. Gesselbauer. „Ich wasche meine Hände in Unschuld. Kochen Sie sich die Sache selbst mit dem Alten aus. Ich mische mich prinzipiell nicht in Angelegenheiten, die mir nicht unterstehen. Aber sehen Sie zu, daß Sie nicht den Kürzeren ziehen . . ." —

„Ich komme zurück auf die interne Abteilung", sagte Grete zu Mr. Wyatt.

Der Amerikaner setzte sich in seinem Bette auf. Ließ sich den Satz wiederholen, als ob er ihn nicht gut verstanden hätte.

„Unmöglich. Der Professor . . ."

„. . . ist verreist und kommt erst in drei Tagen", unterbrach ihn Grete. „Ich habe die Anordnungen Dr. Werners zu befolgen. Sie sollen sich nicht darüber aufregen, Mr. Wyatt. Wir müssen froh sein, daß Sie schon fieberfrei sind. Morgen dürfen Sie zum ersten Mal im Lehnstuhl in den Wintergarten. Wenn Sie jetzt schön still sind, werde ich Sie dort besuchen."

Mr. Wyatt wandte schwer seinen Blick von Grete. Ihr Gesicht war gerötet, jugendlich, überbreitet von einem zarten Lächeln. Schien sie froh darüber zu sein, von diesem schweren Dienste befreit zu werden?

Mr. Wyatt dachte nach. Hatte sie vielleicht mit Dr. Werner über die Sache gesprochen? Er sah ihren Hals, ihre Schultern. Sah auf die sanften Hügel, die sich im Atem hoben und senkten. Er fühlte plötzlich ein Entsetzen über seine Unbeweglichkeit.

Er belauerte Grete, wollte ihre Gedanken durchdringen. Gehörte dieses Mädchen einem anderen Manne? Ihre Lider senkten sich über die Augen und hoben sich wieder vor seinem forschenden Blick, das Lächeln ihres kleinen Mundes schien sich in Unmut zu verwandeln.

„Gut. Rufen Sie mir bitte Dr. Werner und lassen Sie mich mit ihm allein!" sagte Mr. Wyatt.

„Wann darf ich aufstehen?" fragte Mr. Wyatt, als Dr. Werner das Zimmer betrat, eilig und etwas unwillig über die Störung.

„Das kann ich heute noch nicht sagen", gab Dr. Werner zur Antwort. „Haben Sie Schmerzen?"

„Nein. Zumindest nicht im Vergleich zu dem, was ich in der vorigen Woche gelitten habe."

„Wünschen Sie etwas? Ein Schlafmittel? Morphium? Wir sollten eigentlich damit schon aussetzen."

„Ich wünsche kein Schlafmittel, Doktor", sagte Mr. Wyatt. „Ich wünsche mit Ihnen zu reden. Sie wollen Schwester Grete abberufen. Ich wünsche dies nicht!"

„Soso, Sie wünschen es also nicht, Mr. Wyatt", sagte Dr. Werner. „Aber ich wünsche es. Verstehen Sie? Ich wünsche es, damit sich Schwester Grete einige Tage erholen kann. Wir haben Nachtschwestern und Aushilfsschwestern zur Genüge."

„Es muß also schon sehr gut mit mir stehen, Dr. Werner?"

„Wie meinen Sie das?"

„Weil Sie in Ihrer Eifersucht zu weit gehen. Reden wir als Geschäftsleute miteinander. Ich gebe Ihnen einen Scheck auf tausend Dollar und Schwester Grete bleibt, wo sie ist."

„Ich bin kein Geschäftsmann", gab Dr. Werner zur Antwort. „Ich bin Arzt. Sie wollen sich wohl einen Scherz erlauben."

„Also zu wenig. 5000 Dollar", gab Mr. Wyatt zur Antwort. „Außerdem machte ich Sie darauf aufmerksam, daß Schwester Grete denselben Betrag von mir erhalten wird. Können Sie es auf sich nehmen, Schwester Grete um diesen Betrag zu bringen? Ich höre, sie hat eine alte Mutter zu erhalten."

Dr. Werner starrte Mr. Wyatt fassungslos an. Es war also kein Scherz. Mr. Wyatt griff nach seinem Scheckbuch, das stets am Krankentisch lag.

5000 Dollar waren ein Vermögen. Damit konnte er seine Studien auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie vollenden, konnte die Dozentur erlangen. Die akademische Laufbahn stand ihm offen.

Ich kann damit Großes für mein Land tun, sagte sich Dr. Werner. Schließlich, ob Grete oben oder unten pflegt . . .

Er schob den zusammengefalteten Scheck in die Brusttasche seines weißen Ärztekittels, in der neben einer Füllfeder das Stethoskop steckte. Damit verkauft er ja nicht Grete. Wenn es diesem Narren so viel wert war, Grete stundenlang anzusehen, ihm konnte es recht sein. Vielleicht war es wirklich besser, wie ihm Dr. Gesselbauer geraten hatte. Am Abend heraus aus dieser Krankenhausatmosphäre mit ihrer angekränkelten Luft. Unter Menschen, die lachen und tanzen konnten und nichts vom Kranksein wußten.

„Schwester Grete bleibt auf Nummer zwölf", sagt er im Vorübergehen zur Oberschwester.

Dr. Werner war der erste Mann aus der Umgebung Gretes, den Mr. Wyatt kaufte. Der schwächste, ungefährlichste.

Grete fühlte, wie sich ein Netz um sie zusammenzog. Ein unsichtbares Netz. „Es war nur eine Geldfrage", meinte Mr. Wyatt zu ihr. „Ich hätte der Karolinenstiftung das Sanatorium abkaufen können. Ich hätte Professor Röchlin hunderttausend Mark für sein Kinderspiel schenken können."

Grete fühlte ein kaltes Frösteln durch ihren Körper ziehen.

So etwas gibt es also auch, dachte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Hammeldieb in Messelbrunn!

Erzählung von **Diedrich Helm.**

Über den stillen Straßen stand lächelnd der Mond. Ab und zu zog eine Wolke vorbei und verhüllte ihn ein paar Minuten lang.

Der alte Stadtwächter Vinzenz pflegte nachts mehr als ausgiebig der Ruhe. Er machte zwar mit gewaltigem Tuthorn und schwach schimmernder Ölfunzel die Runde und stapfte in den Straßen und besonders vor des Herrn Bürgermeisters Haus mächtig mit der gewaltigen Hellebarde auf das Kopfsteinpflaster, damit man höre, er diene der wachenden Pflicht, aber gleich darauf verschwand er im Schatten eines Torweges, setzte sich auf einen der großen Prellsteine und tat erst einmal, von soviel Wachsamkeit überanstrengt, einen kleinen Schlaf von einer halben Stunde. So merkte er nichts von der verruchten Tat, die sich derweilen abspielte und noch genug Aufregung verursachen sollte.

Am Morgen schon schlug die helle Empörung über soviel menschliche Schlechtigkeit und, nicht zu vergessen, der Hohn und die Schadenfreude ihre hohen Wellen, und das Stadtgespräch hatte tagelang nur e i n Thema.

*

Der Herr Bürgermeister thronte mit gewaltiger Amtsmiene im Sessel und schien eifrig die Akten zu studieren. Ab und zu nahm er die stahlgeränderte Brille von der Nase, räusperte sich, putzte sie mit einem riesigen, gelbseidenen Tuch nun schon zum vierten Male, obwohl gar kein Anlaß vorhanden war, denn sie war ganz blank, und überdies benutzte er sie nie. Wenn er die Akten las, schob er sie auf die Stirn, hatte er aber weiter weg jemand anzusehen, dann blickte er über sie hinweg, indem er sie ganz auf seine riesige Nase schob.

Als er das gewichtige Instrument seiner Amtswürde unter furchtbarem Stöhnen hinreichend bearbeitet hatte, setzte er es wieder auf, räusperte sich und griff zur Glocke. Als das schrille Klingeln verstummt war, öffnete sich die Tür um einen Spalt, und ein kleines, verhutzeltes Männlein schob sich, die linke Schulter weit vorgestreckt, herein: Der Amtsdiener.

„Den Nachtwächter noch einmal!" Der Bürgermeister war ganz Würde.

Das Männlein schob sich rückwärts hinaus. Dann tat sich die Tür wieder auf und der Gerufene erschien, noch in Amtskleidung. Nur Hellebarde und Laterne hatte er im Flur gelassen. Er sah sehr verschlafen aus, was nach langer, durchwanderter Nacht nur zu verständlich war.

Mißbilligend sah ihn der Bürgermeister von oben bis unten an, er war nun ganz Verachtung: „Erzähle Er [illegible] noch einmal den Vorgang und was Er bemerkt hat!"

Was sollte der Ärmste, der nun schon innerhalb zweier Stunden zum dritten Male zum Verhör gerufen war, erzählen? Die Wahrheit, daß er weder etwas gehört noch gesehen hatte, die durfte er doch nicht berichten. Er erzählte also das Märchen noch einmal:

„Es mag Schlag elfe gewesen sein, da hörte ich ein leises Tappen. Ich hin, um zu sehen, was los sei!"

„Wo hörte Er das?" war die ungeduldige Frage.

„Je, nun, so beim Hause des Herrn Bürgermeisters. Ich also hin und nachgesehen, was da los sei. Ich fand aber nichts. Zwar sah ich noch einen schwarzen Schatten in den Garten huschen, mitten über die Beete weg. Als ich aber im Garten nachsah, war alles wieder verschwunden. Zweimal ging ich nun um den Marktplatz, dann in die Seilergasse, um von hinten an den Stall heranzukommen. Aber da war nichts. Da höre ich vorn ein Blöken, ganz leise nur und verängstigt. Von hinten konnte ich nicht über die Mauer. Ich also schnell die Seilergasse wieder hinauf. Da höre ich in der Ferne noch ein Laufen, dann ist alles still. Es ging zum Fluß hinunter. Der Täter muß mit einem Kahn entkommen sein."

„Er ist ein Esel!" sagte der Herr Bürgermeister und winkte ungnädig mit der Hand, zum Zeichen, daß das wachende Auge des Gesetzes entlassen sei, „halte Er sich zur Verfügung!"

Der Nachtwächter entfernte sich brummend und gab die Tür einem jungen Mann in die Hand, der nun sich ehrfurchtsvoll aber gemessen verbeugend, eintrat.

Man sah es dem Stadtschreiber und Sekretarius Leonhard Löffelholz an, daß er schon durch sein Äußeres dem Herrn Bürgermeister ein Dorn im Auge sein mußte. Er verachtete die altväterlich würdige Kleidung, die das Stadtoberhaupt an seinen Untergebenen liebte. Er kleidete sich neumodisch, obwohl durchaus nicht stutzerhaft, und seine hohen Kragen waren weißer als der Schnee. Er kam aus der Hauptstadt, um sich hier in den Verwaltungsdienst einzuarbeiten.

Das Stadtoberhaupt war dem hereingeschneiten, gut aussehenden Sekretarius nicht grün, und als er gar merkte, daß jener der reizenden Isabell, seiner Tochter, ein wenig zu tief in die Augen geschaut und von dort offenbar Gegenliebe zu erwarten hatte, da hatte der Tyrann von Messelbrunn kurzerhand seiner Tochter jedes Wort mit dem Sekretarius verboten. Solcherart war das Verhältnis der beiden.

Der Herr Bürgermeister sah garnicht auf, ließ den Gruß unerwidert und schien den Eingetretenen erst zu bemerken, als Löffelholz anhub: „Hier ist die Eingabe an unseren allergnädigsten Großherzog! Sie soll noch in diesen Tagen abgehen." — —

Der Stadtgewaltige fuhr auf, wie von hundert Wespen gestochen: „Was schiert mich der Großherzog!" tobte er höchst unehrbietig, „lassen Sie mich damit in Ruhe. Sagen Sie mir lieber, wer meinen Hammel gestohlen hat!"

Löffelholz sah ihn verwundert an: „Was bemerkten der Herr Bürgermeister?" Der sprang auf, hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Streusandbüchse beiseite flog und ihren Inhalt über die Eingabe ergoß: „Mensch, Sie wissen wirklich von nichts! Wozu sind Sie eigentlich hier! Meinen Hammel hat man mir gestohlen, heute nacht, meinen preis-

gekrönten Prachthammel, um den mich die ganze Stadt beneidet. Nun bin ich das Gespött der Leute. Aus dem Stall des Bürgermeisters hat man ihn entwendet! Schaffen Sie mir lieber den Hammel wieder, statt hier von Eingaben an Allerhöchste Stellen zu reden!"

Der Stadtschreiber sah den gestrengen Herrn ein wenig verwundert an, nahm dann behutsam die Mappe vom Tisch, verbeugte sich knapp und sagte: „Wie der Herr Bürgermeister befehlen!" — — Schon war er draußen.

Er ging jedoch nicht, wie er eigentlich hätte müssen, vorn aus dem Rathaus hinaus zum Amtsgericht hinüber Er verließ das Haus durch die Hintertür und ging durch den Garten des Bürgermeisters auf das Wohnhaus zu.

Die reizende Isabell saß in der Gartentür des Wohnhauses und schälte Äpfel. So vertieft war sie in ihre Arbeit, daß sie Leonhards Kommen überhörte: da stand er schon vor ihr. Er begrüßte sie mit einem Kuß, woraus man ersehen mag, daß es zwischen den beiden schon weit gediehen war. Isabell faßte ihren Leonhard beim Arm und fragte hastig: „Hast Du den Schlüssel?" Er zog ihn lächelnd aus der Tasche: „Hier ist er. Hat der alte Herr schon etwas gemerkt?"

Nein, er hatte nichts gemerkt und so konnte Leonhard, nachdem er ein befriedigtes: „Es geht alles nach Wunsch" ihr zugeflüstert hatte, und nach einem zweiten Kuß wieder seinen Amtsgeschäften nacheilen.

Die Suche nach dem Hammel verlief ohne Ergebnis. Erschwert wurde sie dadurch, daß der Herr Bürgermeister unter allen Umständen verboten hatte, Aufsehens von der Sache zu machen, um nicht noch mehr den Spott auf sich zu laden. Nach drei Tagen war von dem Hammel noch immer nichts zu sehen.

Am vierten Abend aber konnte man ein seltsames Bild beobachten. Es mochte so gegen sieben Uhr sein, da kam ein feingekleideter junger Mann in nachtblauem Gehrock, den braunen Zylinder auf dem Haupte, zur Stadt herein, durch das alte Stadttor. In der linken hatte er ein Seil, dessen Ende am Halse eines prächtigen Hammels verknotet war. Die Leute traten vor die Tür, um zu sehen, wie der Herr Stadtschreiber in höchst eigener Person dem Herrn Bürgermeister seinen Pracht- und Preishammel wieder zuführte.

Der Stadtschreiber grüßte freundlich nach allen Seiten und kam schließlich, von einer langen Kette von Buben und Mädeln verfolgt, vor der Bürgermeisterei an, deren Schelle er kräftig bewegte.

Der Herr Bürgermeister stürzte heraus. Ihm blieb vor Schreck die Sprache weg. Da war ja sein Hammel! Woher kam er denn wieder? Im Triumphzug wurde der Prächtige in den Stall gebracht, dann mußte der Stadtschreiber mit ins Haus kommen und erzählen, wie es gelungen war, was er denn auch mit tiefer Befriedigung tat. Er berichtete von seinen heimlichen Nachforschungen, wie sich die Spuren verdichtet hätten, wie er schließlich entdeckt habe, daß Zigeuner, die nicht weit von der Stadt ihr Lager aufgeschlagen hatten, die Schuldigen hätten sein müssen. Er sei also den Flüchtigen nachgesetzt, habe sie dabei erwischt, wie sie gerade zum Schlachtfest rüsteten — — des Bürgermeisters Augen weiteten sich vor Angst, er sah schon seinen Prachthammel zu einer Zigeunersuppe verarbeitet — — und dann habe er, die Waffe in der Hand, ihnen das Tier abgenommen. Dabei zog der Herr Sekretarius ein gewaltiges Terzerol aus der Tasche und legte es laut auf den Tisch.

Der Herr Bürgermeister war gerührt ob soviel Findigkeit und Tapferkeit, aber er bezwang sich, er durfte sich nicht zuviel vergeben. Zu seinem Glück wurde er auch weiteren Lobeshymnen dadurch enthoben, daß Isabell in diesem Augenblick ins Zimmer trat. „Dies, Isabella," sagte der Herr Bürgermeister, „ist der Retter unserer Familienehre. Ich habe ihn soeben für den kommenden Sonntag zum Essen eingeladen, und ich hoffe, er wird von nun an ein häufiger Gast bei uns sein.

*

So wäre denn die Geschichte eigentlich am Ende, der getreue Chronist indes noch nicht. In der folgenden Woche nämlich fuhr der Herr Sekretarius in die Hauptstadt, um das Gesuch an Serenissimum persönlich abzugeben. Am Abend machte er, bevor er nach Messelbrunn zurückkehrte, im „Goldenen Ochsen" von Rotenbühl, der Nachbarstadt, Halt. Dort traf er sich mit einigen Freunden, und den Gegenstand der lustigen Gespräche, die hier beim Wein geführt wurden, wird man leicht erraten.

Wenn auch Leonhard Löffelholz auf die Frage, wann Verlobung gefeiert würde, noch nicht genau zu antworten wußte, so mußte er doch ein Anerbieten der Freunde ablehnen Diese erklärten sich nämlich bereit, um die Sache zu beschleunigen, das nächste Mal den Bürgermeister selbst zu entführen.

„Nein, nein" wehrte der Stadtschreiber ab, „mit dem einen Hammel ist's genug!"



Bunte Chronik



Abfuhr.

Der Opern-Komponist Albert Lortzing, der Schöpfer u. a. der Oper „Zar und Zimmermann", die den jugendlichen, lerneifrigen Peter, den späteren Kaiser aller Russen, Peter den Großen zum Helden hat, mußte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der deutschen Messestadt Leipzig ein peinliches Rencontre mit der Zensur erleben. Er hatte in einem Schwank, betitelt „Der reisende Student" ein Lied gesungen, dessen Schlagerzeilen lauteten: Ungeheure Heiterkeit ist meines Lebens Regel!" Diese Zeile erregte Anstoß bei dem Königlich Sächsischen Zensor des vormärzlichen Deutschlands, der Dr. Demuth hieß. Und Lortzing mußte für drei Tage ins „Stockhaus".

Kaum war Lortzing aber aus der Haft entlassen, als auch „Der reisende Student" wieder auf dem Spielplan erschien. Das Theater war so voll, daß nicht einmal der berühmte „Apfel zur Erde fallen" konnte. Kopf an Kopf füllten Leipzigs Studenten das Parkett, und nicht endenwollender Beifall empfing den gemaßregelten Künstler. In seiner Loge saß unbeweglich der gestrenge Dr. Demuth. Die Musik begann. Atemlos warteten die Zuschauer. Lortzing erschien, trat dicht an die Rampe, warf einen vielsagenden Blick zur Loge des Zensors und sang:

„Demut und Bescheidenheit sind meines Lebens Regel!"

Weiter kam er nicht mehr, denn ein wahrer Orkan der Begeisterung durchbrauste den Raum. Lortzing hat nie in seiner Laufbahn soviel jubelnde Zurufe vernommen wie dieses Mal. Dann aber, als die Begeisterung am Verebben war, schwangen die Studenten drohend ihre Stöcke: „Demuth, raus!" Und Herr Dr. Demuth verschwand so schnell wie möglich aus seiner Loge. Lortzing aber durfte sich nun ungestört einer „ungeheuren Heiterkeit" erfreuen!



Lustige Ecke



Schnell-Tellerwäsche.



„Wissen Sie, meine Frau ist in diesen Tagen nicht zu Hause!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmann T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13. Odpowiedzialny redaktor: w zast. Arnold Ströse. Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.